

Abonnementgebühren:
Stechenstein: Jährl. 9 K., 1/2jährl. 5, 1/4jährl. 2.60.
Schweiz: Jährlich 9 Fr., 1/2jährl. 5, 1/4jährl. 2.60.
— Postamtlich bestellt 20 Rp. Postlag.
Oesterreich: Jährl. K 18, 1/2jährl. 6.50, 1/4jährl. 3.50.
Uebrig Länder: 9 Fr. jährlich nebst Postzuschlag.

Inseraten-Gebühren:
Stechenstein: Die einspaltige Zeile ober deren Raum 12 h. Reklamen 20 h. — Bei Wiederholungen und größeren Aufträgen Rabatt.
Schweiz: Die 1-spaltige Zeile 15, Reklamen 30 Rp.

Oberrheinische Nachrichten

Anzeiger für Stechenstein und Umgebung.

Erscheint jeden Mittwoch und Samstag in Baduz

Abonnement nehmen entgegen im Inland: Die Zeitungsboten und die Redaktion in Baduz (Postfach); in der Schweiz und im übrigen Auslande: Die Buchdruckerei A.-G. in Melz, die Poststellen und Verwaltung. Inserate nehmen die Redaktion, die Verwaltung, die Zeitungsdrucker entgegen u. müssen spätestens 10 Vormittags eingegeben. — Einrückungen sind frühzeitig an die Redaktion zu senden. Schriftlichen Anfragen franco zu stellen. — Anzeigen werden nicht berücksichtigt. — Verwaltung und Verlag: „Oberrheinische Nachrichten“, in Schaan. — Druck und Expedition: Sargantenschändische Buchdruckerei A.-G., Melz (Telefon 55).

Internationale politische Stellung Liechtensteins und der Völkervereinigung

Ein weiterer Grund unserer Abhängigkeit vom alten Oesterreich-Ungarn liegt darin, daß manche Behörden ihren Sitz in Oesterreich haben. Es sind dies die politische Refurinstanz und das Appellationsgericht in Wien, der Oberste Gerichtshof in Innsbruck und die Staatsrechnungskontrollbehörde in Buchs.

Das Ergebnis dieser Fremdbeamtenherrschaft ist, daß uns das Ausland niemals als einen selbständigen Staat betrachten konnte — und leider mit Recht. Während des Krieges hat speziell auch Frankreich an der von uns behaupteten Neutralität auch deshalb Anstoß gefunden, daß unser Oberster Gerichtshof in Innsbruck amtiert.

Es ist Sitte, daß die neutralen Staaten nach Kenntnisstand des bestehenden Kriegszustandes den Kriegführenden ihre Neutralität bekannt geben, d. h. eine sogen. Neutralitätserklärung überreichen, ohne daß eine der Kriegführenden Parteien beim Ausbleiben solcher Erklärungen die betreffenden Neutralen als mit dem Feind verbündet ansehen. Eine solche allgemeine Neutralitätserklärung wurde von Liechtenstein leider nicht abgegeben.

halb es in kommerzieller Hinsicht als Feindesland zu betrachten sei. Moralisch verlangte der Vernichtungskrieg sogar eine unparteiische Haltung nicht nur der Behörden, sondern des Volkes. Das war früher nicht der Fall. Da aber meistens eine einseitige Gesinnung und Stellungnahme aus leicht erklärlichen Gründen eingenommen wurde, so widersprach es dem neuen Begriff der Neutralität.

Eine Lehre aber haben wir hieraus zu ziehen. Unsere Abhängigkeit durch die verschiedensten Beziehungen war unvereinbar mit der Neutralität. In Zukunft müssen wir bei Beurteilung eines Wirtschaftsan schlusses besonders darauf achten, daß unsere Neutralität gewahrt bleibt. Hierzu eignen sich besonders zwei Einrichtungen: einmal die Kriegsklausel in allen Verträgen, die in Zukunft über den Völkervereinigung, über das Post-, Telefon- und Telegraphenwesen, über die Eisenbahn, über die Justiz usw. abgeschlossen werden; zweitens die dauernde Neutralisierung unserer wirtschaftlichen Anschlüsse an einen neutralen Staat.

III.

Die dauernde Neutralisierung Liechtensteins. — Die dauernde Neutralisierung unabhängiger Staaten begegnet uns seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts. Sie verfolgt in erster Linie den Zweck, den neutralisierten Staat in allgemeinen Interessen vor den Einverleibungsgefahren benachbarter Staaten sicherzustellen. Der neutrale Staat ist in diesem Sinne ein „Pufferstaat“. Die Neutralisierung beruht auf einer Vereinbarung des neutralisierten Staates mit den übrigen Mächten und begründet ein dauerndes Rechtsverhältnis zwischen den beteiligten Staaten. Eine einseitige Erklärung eines Staates vermag dieses Rechtsverhältnis nicht zu schaffen. Die dauernde Neutralisierung bindet zunächst den neutralisierenden Staat insoweit, als er nicht nur Angriffskriege nicht führen darf, sondern auch im Frieden eine völlig neutrale Politik beobachten muß. Er darf insbesondere keine Verträge schließen, die ihn (wie Bündnisse, Garantieverträge) zur Kriegführung verpflichten können. Verletzt er diese Pflichten, so befreit dieses die garantierenden Mächte ihrer übernommenen Pflichten und berechtigt sie zum Einschreiten gegen den neutralisierten Staat. Die Neutralisierung nimmt dem Staate mithin eines seiner wichtigsten Rechte; am tiefsten greift sie in seine politische Willkürfreiheit ein, wenn sie ihm (wie z. B. Luxemburg) die Entwaffnung auferlegt. Sonst beläßt die Neutralisierung die völkerverrechtlich Handlungsfähigkeit. Die dauernde Neutralisierung bindet aber ferner die anderen Staaten, und zwar nicht nur diejenigen, welche die Neutralisierung vereinbart haben,

sondern auch alle übrigen, die ausdrücklich oder stillschweigend die Neutralisierung anerkannt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Eine blutrünstige Herausforderung.

Am letzten Sonntag hielt Sochw. Herr Kaplan Alfons Büchel aus Vollerau (Schwyz), Bürger aus Mauren, im „Wäler“ in Baduz einen Vortrag über das große Thema: „Religion und Politik“. Dieser Herr hat bereits schon in andern Gemeinden, so in Balzers, Triesen und Mauren vorgetragen.

In der illustren Zuhörerschaft waren anwesend: Schreiber Regale, Ferd. Nigg, Regierungsschreiber, Vorsteher Dipelt, Landmesser Dipelt, Kasernenverwalter Hartmann, Dr. Ripp, Hauptlehrer Dipelt und natürlich auch Hofkaplan Keger. Die Zuhörer berichtigten, sprach der Referent mit halbgelassenen Augen und sehr erregt. Der Grundton der Rede war: wohl anerkennen die Volkspartei den Fürsten, aber sie wolle ihm alle Rechte wegnehmen, und der Hauptjünger sei Herr Dr. Beck. Doch führen wir einige geistvolle Sätze an: Dr. Beck könne nicht neben dem Fürsten bestehen. Der eine von beiden müsse weichen, entweder freiwillig oder durch ein Blutbad. Herr Dr. Beck habe gar keine bestimmte Richtung, er sei weder schwarz, noch weiß, noch rot; er sei einfach der Dr. Beck — d. h. gar nichts! Man solle ihm einen Geistlichen nennen, der beständigen könne, daß dieser Mann christlichsozial sei. Sein Bruder (der Abg. Peter Büchel) habe gesagt, beständig werde im Landtag und in den Kommunalversammlungen gebroht. Einmal müßte diese Droherei ausbleiben, entweder freiwillig oder auch wenn es Blut koste. Mit dem Völkervereinigung müßte man noch abwarten. Man wolle den Romanismus nicht im Landtage haben, das sei nicht recht, denn es sei doch ein so geistlicher Mann. Die Person des neuen Fürstlichen Abgeordneten (Herr Reallehrer Säbler) kenne er nicht. Er sei aber vom Landesfürsten nur aus Furcht vor der Volkspartei ernannt worden. Die Unterländer seien mit der Ernennung des Hl. Abgeordneten nicht einverstanden und es wäre ihm ein Leichtes, einen Protest dagegen im Unterland einzuleiten. Es sei aber Sache der Baduzer, dies zu tun. Wenn Nedner nicht Geistlicher wäre, würde er die Protestbewegung einleiten. Mit Kathos rief er am Schluß aus: „Liechtenstein den Liechtensteiner — und nicht dem Dr. Beck!“

Nach Schluß des Vortrages erwähnte dieser noble Nedner noch, er habe noch nie so sehr gesprochen wie in Baduz — offenbar weil er glaubte, es werde ihm alles zuzubekommen. Um sich in dem weiten Saale bemerkbar zu machen, müßte die 26 Zuhörer und darunter die eifrigsten besonders anstrengend klatschen.

Als gute Katholiken haben wir den geistlichen Stand zu ehren und zu achten. Wir bejassen uns daher nur mit dem Herrn Alfons Büchel. Schon längst wies man uns darauf hin, daß Büchel ein von hiesigen Drahtziehern bestellter Agitator sei. Er sollte mehr durch Schein als Sein die Leute im Oberlande der Volkspartei abspenstig machen. Das Mandat aber zieht nicht, es zieht schon gar nicht, wenn man eine so blutrünstige Rede hält. Dieser Herr Büchel möge doch seiner Pflicht als Kaplan in Vollerau obliegen. Es steht ihm hoheloh schlecht an, als in der Schweiz amtierende Person, über seine Leute und ihre Rechtsmeinung herzufallen. Erfreulich ist das Geständnis, das die Bürgerpartei über ihre Absichten hat ausplaudern lassen. Es ist einmal aufrichtig aus der Schule geschwätzt worden! Die ruhigen Bürger, zu denen Schreiber gehört, und die Volkspartei wird sich eine solche Herausforderung niemals gefallen lassen und das Nötige an richtigen Orten vornehmen. Es ist einmal unglücklich, daß ein Mann, der den Frieden predigen sollte, derart heberische Reden und eine mit der Blutdrohung einschüchternde Kompagnie hält. Die Volkspartei verabscheut solche Ausprüche, und gerade der Herr Nedner sollte wissen, daß die Kirche nicht nach Blut dürstet. Schamrot muß man werden, daß ein Liechtensteiner sich derart nur zu äußern getraut. Die Volkspartei wird hoffentlich gerichtet dastehen. Würde sich vielleicht außer dem Bischof auch die Regierung und die Staatsanwaltschaft mit der Rede beassen?

Wir unfererorts protestieren gegen solche Behreben und lehnen alle verantwortlichen Folgen ab.

Eine grobe Beleidigung der Schweizer Katholiken.

Samstags war in Vern ein Umzug für das Kunstfest, das zu einer groben Verhöhnung unserer Religion und der Geistesfreiheit ausgeht wurde, indem auf einem großen Wagen eine Gruppe von blubürstigen Mönchen darge stellt wurde, wovon einer mit einem Totenschädel und einem großen Rosenkranz versehen, diesen herabreichte, in dessen andere Mönche daran waren, unter Musik die rote große Guillotine in Betrieb zu setzen usw., um durch die äußerst schamlose Darstellung gegen die Religion zu hetzen. Selbst viele Protestanten waren auf das tiefste entriistet über solche Verhöhnung der katholischen Religion. Was dann über Nacht damit gegangen und was Gotteslästerliches noch getrieben wurde, daran denkt man besser nicht.

Ich habe aus dem Umzuge meine Konsequenzen gezogen, indem ich meine 50 Franken, welche ich dem Wohlthätigkeitsfest u. Friedensfest gewidmet, mir erparte und selbe einem friedlicheren Zwecke mit einem Protestschreiben an das Pfarramt richtete, um damit einen Baufest an die neue Kirche im Breitenrain zu leisten. Hoffentlich wird sich der Herr Katho-

18 Feuilleton.

Und bin so einsam doch!

Roman von Karl Schelling.

(Nachdruck verboten.)

Spes war enttäuscht, daß dem Konzerte die Heimfahrt gleich folgte. Sie hatte es sich so reizend gedacht, in Gesellschaft mit Antonio noch ein paar lustige Stunden verleben zu können. O, die nächsten Deutchen! Was verstanden diese von Kunst- und Lebensfreude! Wie war es doch auf Mitters Kunstreisen da so wunderschön gewesen! Sie würde sie nie vergessen, die milben sternklaren Südländernächte mit ihrem berausenden Blütendufte, dem Schwirren der großen Leuchtfliegen, den Klängen der Mandolinen, den Stimmen der heitern Menschen!

Das Leben gibt aber nicht nur Poesie, es lennt auch die herbe Prosa. Das Unerwartete geschah, daß sie am Abend ihres ersten Versuches auf diesem Gebiete glückselig mit der Hochzeit heimkehrte, sie glaube das gefunden zu haben, was Mitternächten sich wünschte: eine sonnige, geräumige und stille Stube, nicht weit von der Univerfität entfernt. Und als Heimkehr am

nächsten Tage in ihrer Begleitung die neue Behausung besichtigte, war er mit der Wahl ganz einverstanden, sobald der Mietkontrakt sofort abgeschlossen wurde und Heimfurch für Ende September den Umzug fest bestimmte.

Spes tat verbrossen und gekränkt, daß Vater die Wohnung bedingungslos genommen hatte, die Fides für gut hielt. Die Mängel würden sich sicher später herausstellen; nun, ihr könne man wenigstens keinen Vorwurf machen.

Dagegen empfand Dr. Meier aufrichtige Freude über diese Nachricht. Nun war er doch die zeitraubenden Gänge los.

Wenn er aber hoffte, auch die Verpflichtungen seiner Braut gegenüber mit kleineren Beispielen als in diesen unruhigen Tagen erfüllen zu können, befand er sich im Irrtum.

Spes besaß ein erstaunliches Talent, immer wieder einen Vorwand zum Gang nach der Stadt zu haben. Selbstverständlich mußte Dr. Meier als ritterlicher Bräutigam ihr dabei zu Diensten stehen. Bei aller seiner Liebe zu Spes wurde er doch das Gefühl der Bellemmung nicht los. Er, der sonst so frei, so ungehindert hatte wissenschaftlich arbeiten können, mußte sich jetzt die Stunden dazu förmlich

abstehlen. Denn, kam er dann von den Gängen mit Spes nach Hause, fehlte ihm die Stimmung und die Sammlung zu nächster Denkarbeit. Ja, wenn sie erst seine liebe Hausfrau war, dann würde das alles anders werden. Dann fand er den Frieden wieder, den er oft jetzt schmerzlich zu vermiffen anfang.

Sein tröstender Gedanke, Spes würde leblich von der Sehnsucht nach ihm so häufig in die Stadt geführt, ruhte aber in Wirklichkeit auf recht unsicherer Grundlage. Spes suchte einen andern: ihren Freund Antonio. In den ersten Tagen war sie nur einem dunklen Drange gefolgt, ihn allein zu sprechen, in ihm die Erinnerungen an das gemeinsame Glück aufzufrischen; und je weniger sie Gelegenheit fand, ihn zu treffen, umso mehr wuchs in ihrem einsach eigenartigen Köpfe und in ihrem lebenshaften Gemüte das Verlangen nach dem Freund. Au hätte sie gern aus seinem Munde vernommen, daß sie noch immer sein Ideal, die von ihm so heiß Verehrte war. Sie hätte es auch sehr gern gehört, wenn er klagte, daß sie nun verlobt und damit ihm verloren sei, sie hätte sich wohl auch gerne ein wenig von ihm mitteilen lassen. Denn bemitleidenswert war sie doch, sie, die Schöne, Begabte! Mutter hatte schon recht gehabt, sie mit dieser Verlobung zu be-

bauern, wiewohl sie sicher vor allem auch von ihrer Schwester Fides um ihren Bräutigam beneidet wurde!

Aber sie fühlte mit jeder Woche mehr, Bieler entsprach nicht dem Idealbilde, das sie sich von ihm entworfen. Wohin war seine sie so beglückende Leidenschaft und Verliebtheit jenes Ballabends geschwunden! Wie kühl und verstandesmäßig klangen jetzt seine Worte! Und was sie am meisten verbrosen hatte, er hatte in den letzten Tagen nicht nur an ihr herumgetabelt und gendregelt, sie müßte erstler und gefeierter werden, nein, er hatte sogar gewagt, ihr die Fides als Vorbild hinzustellen!

Wie ganz anders war da doch Antonio gewesen: großmütig, lebensfähig, von ihrer Schönheit trunken, freigebig und immer galant! Schade nur, daß sie ihn jetzt so selten sprechen konnte, entweder hielten ihn die langweiligen Proben ab oder er war eingeladen. Es fand sich wirklich wenig Gelegenheit, sich mit ihm einmal gründlich auszusprechen. Das Promenieren auf der Straße hatte sie längst satt. Die Leute schauten sie so breist an; Antonio traf alle Augenblicke einen Kunstfreund oder eine Dame, die begrüßt sein mußte, kurz, sie kam nie mit ihm in die rechte warme Stimmung.